

## GEDANKEN NACH LEKTÜRE DER „STAUFISCHEN BLÜTEN“

Als ich die „Staufischen Blüten“ (fortan S.B.) gelesen hatte, ging es mir ungefähr wie der bösen Königin im Schneewittchen. „Spieglein, Spieglein an der Wand“, so fragte ich bebend, „wer ist der Häßlichste im ganzen Land?“, und erblickte mein eigenes durch „barbarossaken“ Knopfaugenblick beunruhigend entstelltes Antlitz. Rauch drang aus Nase und Ohren, um von noch schlimmeren Metamorphosen beschämt zu schweigen. Irritiert begann ich über mein durch staufischen Blütenstaub lädiertes Ego nachzusinnen und notierte:

So wie ich die eigene Position bisher verstanden hatte, war sie dadurch bestimmt, daß ich – wie manche anderen – nach 1945 und zunehmend nach 1950 vor Geschichtsdeutungen, die mir nicht mehr akzeptabel schienen oder schlicht antipathisch waren, vor Mythologemen wie „Kaiserzeit“, „Staufik“ oder „Abendland“ in die Retraite einer wertfreien Faktographie ausgewichen war. Ich habe diesen wissenschaftlichen Escapismus 1972 im Titel eines dann nicht ausgeführten Vortrages einmal „Sachforschung als Alibi“ genannt. Es sei dahingestellt, welche anderen Möglichkeiten um 1950 offengestanden hätten, wenn man nicht – wie so Manche – unbekümmert im alten Boot weiterrudern wollte. Rückblickend ist nicht nur evident, daß ein solcher neopositivistischer Fluchtversuch erkenntniskritisch naiv gewesen ist, sondern daß er die Mythen von gestern nur einfroren anstatt sie zu verarbeiten. Sehe ich richtig, dann gingen ja auch die Vorwürfe, welche in den späten 60er Jahren gegen Fachidiotie und Faktenhuberei des Neopositivismus erhoben wurden, in diese Richtung. Sie nahmen denen, welche sich als Faktographen verstanden, zunächst noch ab, daß sie zu den Mythen von gestern ein unkritisches Nichtverhältnis pflegten, *Damnatio Memoriae*. Was aber hat sich inzwischen geändert, wenn wiederum zehn Jahre später – 1978 – meinen Beiträgen zu einem Sammelwerk mit überzeugter Rage vorgeworfen werden kann, sie tauten eben jene eingefrorenen Mythen wieder auf und leisteten „der theokratischen Form der Machtausübung gute Dienste“ (S.B. 88)? Welche Verständigungs-codes sind außer Gebrauch gekommen, wenn mir ebenso abscheulich wie primitive Slogans: „machtvolle und waffenfreudige Zeit“, „machtvolle Gottesburg“, „heroische Epoche“, denen ich als Verfasser ironisch distanzierenden Stellenwert zugemessen hatte, vom Rezensenten – ich unterstelle: *optima fide* – als affirmative Klischees um die Ohren gehauen werden können (S.B. 87)? Das war die Frage, die mich nach Lektüre der S.B. beschäftigt hat.

Ich meine, einiges ließe sich da analysieren. In einem verschärften und polarisierten kulturpolitischen Klima ist die Rolle des Faktographen obsolet, manche werden sagen, ideologisch transparent geworden. Seit einer Reihe von Jahren erleben wir Ausstellungen, in denen historische Dokumente und Artefakte für handfest etatistische oder handfest politische Absichten in Anspruch genommen werden. Solche Inszenierungen stoßen heute auf eine härtere, geschultere Kritik als etwa 1956 „Werdendes Abendland an Rhein und Ruhr“ in der Industriemagnatenvilla Hügel, worüber wir, die damals gerade noch Jungen, nur kalauerten. Die brave Absicht, an einer der jetzigen Veranstaltungen durch die Abfassung von Katalognummern in einer positivistischen Nische sozusagen abgeschirmt mitwirken und vom veranlassenden Staatsjubiläum neutralisierende Distanz halten zu können, ist wirklichkeitsfremd geworden. Wer mitmacht – in welcher Intention auch immer –, wird auch für die allgemeine

Ausrichtung der Unternehmen mit in Haftung genommen und kann sich darüber nicht beklagen, auch wenn ihm, subjektiv gesehen, Unrecht geschehen mag. Die restaurative – oder im anderen Falle progressive – Gevatterschaft wird eingeklagt.

Nun zitiert der V. der S.B. – ich meine, bezeichnenderweise – weniger aus meinen Katalogeinträgen als aus einem zusammenfassenden Text, den ich für Band III des Sammelwerks geschrieben habe, und hier zitiert der Rezensent durchaus mit Gespür und decouvrierendem Geschick. Dieser Essay, auf das Abstraktum „Staufische Kunst“ thematisiert, war schon von der Aufgabenstellung her der Gefahr der Harmonisierung, der affirmativen Pauschalisierung, des historiographischen Animismus stärker ausgesetzt als die nur deskriptiven Katalognummern. Der V. der S.B. hat hier den Finger auf eine Reihe wunder Stellen gelegt. Nicht angeschnitten hat er die interessante Frage, ob es etwa das Elend der Faktographie sei, sobald sie sich nicht mehr an Einzeltatsachen klammern kann, wieder ins Leihhaus der Mythen zurückkehren zu müssen? Allenfalls der erste Satz der Rezension deutet diese Zusammenhänge an.

Vielleicht hätte diese Besprechung überhaupt interessanter ausfallen können, wenn sie mehr zwischen den Absichten, dem Gelingen, den Konformismen und den Schiefheiten der besprochenen Texte differenziert hätte. Wie die Rezension jetzt dasteht, bleibt beim Hauptbetroffenen der nicht befriedigende Eindruck, er habe es allzu leicht, den Vorwurf des „antiaufklärerischen Gedankenschemas“ (S.B. 86) dem Rezensenten zurückreichen zu können. Die Art, wie er auf mich als finsternen Reaktionsär, Apologeten feudaler Verhältnisse, Verbreiter nationalistischer Werte starrt und eindrischt, dieser blinde Feindbildfetischismus, paßt nur allzu gut zu seinen weniger aufklärerischen als abergläubischen Vorstellungen vom einschüchternden und „heiligen Qualm“ ausströmenden Kaiserkopf (S.B. 70), vom im Reliquienschein mit den Heiligen Drei Königen und den Heiligen Felix und Nabor bestatteten Reichskanzler (S.B. 69, Abb. 2), von „kaiserlichen“ Reliquienschreinen (S.B. 70) oder von der „Kunst genutzt, die Herrschaft von Klerus und Adel religiös zu rechtfertigen“ (S.B. 76). Der trübe Mythos von der in der Kunst verkörperten Macht knechtet sichtlich auch jene, die gegen ihn zu Felde ziehen. Bei Flaubert, Bouvard et Pecuchet, las ich neulich über die Betrachtung eines alten Möbelstücks: „En admirant ce meuble, ils regrettaient de n'avoir pas vécu à l'époque où il servait, bien qu'ils ignorassent absolument cette époque là.“ Treffend, aber der triste Satz gilt in gleicher Weise für die Bewunderung wie für den Haß, den man vergangenen Epochen entgegenbringt, für den kunsthistorischen Pygmalion wie für den verbalen Herostraten.

Am Ende fand ich den Blick in den Spiegel so uninteressant nicht und scheidet von den S.B. ungekränkt, vielleicht nicht tiefend dankbar, aber aufmerksam, weil sie wie jede Kritik die eigene Standortbestimmung klären und schärfen helfen. Und ein Letztes: Der einzige Leserbrief eines meiner amerikanischen Freunde beginnt mit dem entschuldigenden Satz: „I find letters to the editor a bore“. Ich hielt es nicht für zumutbar, mit einer Einzelkritik der Zitierweise der S.B. die Leser der „Kritischen Berichte“ zu langweilen. „Staufische Blüten“ und Stauferkatalog sind überall vorhanden und einsehbar.